

KZ. Gusen

Von 10.000 Häftlingen sind 6000 krank oder gestorben. Die Politischen fallen dem würgenden Tod am leichtesten zum Opfer, sie haben keine Druckposten wie die Berufsverbrecher, welche fast alle Aufseherposten besetzt halten. Wenn ich abends in den Waserraum gehe, um mir die Füße zu reinigen oder das Elbgeschirr zu spülen, steige ich über Tote und Sterbende. Der Tod verläßt uns nicht mehr, begleitet jeden Schritt und Tritt und macht vor keiner Türe halt. Aus allen Ecken grinst ein leichenfarbenes Gesicht. Einige Kranke haben nicht mehr die Kraft, sich auf dem Abort festzuhalten. Sie fallen in die Grube und ersticken im Kot. Es ist zum Wahnsinnigwerden!

Gestern haben wir den Linzer auf einen Schlitten geladen, der ihn zum Krematorium brachte. Wir bauen jetzt ein zweites, denn das erste reicht bei weitem nicht mehr aus. Der Linzer ist ein politischer Häftling. Er war lange Zeit in Südamerika und führte deswegen den Beinamen der „Indianer“. Sein sonnengebräuntes Gesicht trug immer den Schimmer eines Lächelns, als habe es die freundliche Sonne Montevideos dort eingebrannt. Mit seinen dunklen, bettelnden Augen und einem lebenswütigen Scherzwort brachte er es oft fertig, daß wir unser Brot mit ihm teilten. Und das will etwas heißen! In der letzten Zeit arbeitete er mit mir im Lager an der Einzäunung des Isolierblocks. Er klagte oft über Bluteere im Kopf und Schwindelanfälle. Wir hatten nicht weiter darauf geachtet, denn daran litten

wir alle. Gestern Abend kam er zu uns auf die Stube. Wir waren bald in ein lebhaftes Gespräch über die Reichhaltigkeit eines südamerikanischen Speisezettels vertieft. Der Linzer demonstrierte uns anschaulich südamerikanische Tischsitten, bekam dabei einen Lachanfall, lehnte sich weit nach hinten, riß den Mund auf, als müsse er nach Luft schnappen, ließ blaurot an und schlug plötzlich vom Stuhl herunter. Ich dachte, er wollte einen Witz machen, aber er war tot! —

Ich habe mir früher den Tod als Kampf vorgestellt, bei dem der Körper das entfliehende Leben festhalten will. Hier gibt es keinen Kampf, der Tod kommt in einem letzten Atemzug. Wie eine auslöschende Kerze sinkt einer nach dem anderen zu Boden. Hier ist der Tod wahrhaftig Erlöser. Aber die Begleitumstände sind furchtbar. Einmal, ich arbeite gerade an dem Drahtzaun des Isolierblocks, sehe ich einen Kranken zum Abort wanken. Er zieht sich das beschnutzte Hemd bis zu den Schultern hoch. Unter der einen Achsel klafft eine faustgroße brandige Wunde. Er zieht ein Papierknäuel, das er sich hineingestopft hatte, heraus. Ein dicker Ballen Blut und Eiter folgt. Der Häftling stöhnt dunkel und tief auf, fällt zusammen und stirbt an der gleichen Stelle. Ich kann jetzt nicht zu ihm gehen. Mein Gott, wie vielen habe ich schon geholfen, so viele habe ich auf den Schlitten gepackt! Aber diesen hier ... nein, ich kann es nicht! —

Und ich tue es doch! Und ich sehe, daß er nicht anders ist wie seine vielen toten Kameraden, die ihm vorangegangen sind. Denn was er auch für ein Mensch gewesen ist, ob Berufsverbrecher oder Politischer, dieser Tod macht sie alle gleich! Es ist übrigens ein Brauner.

Das Grauen ist so offenbar geworden, daß selbst einige SS-Blockführer nicht mehr mitmachen. Einer, er ist Block-

führer bei den Braunen, kommt abends zu uns auf die Stube. Er spricht ganz offen. Bei einem Gespräch über Lagerstraten will er wissen, ob die Schmerzen am Baum sehr stark sind. Als wir es bejahen, läßt er sich von uns mit rückwärts gefesselten Händen an einem Deckenhaken hochziehen. Nach fünf Minuten hat er bereits genug! Nachher verteilt er Zigaretten. Ich bleibe ihm gegenüber vorsichtig, denn keiner weiß, ob er nicht Theater spielt! — (Er tat es übrigens nicht, denn er ließ sich kurze Zeit später an die Front versetzen!)

Aber wie angebracht meine Vorsicht ist, zeigt ein Vorfall beim Sandgrubenkommando. Dieses Arbeitskommando ist erst wenige Tage aufgestellt, als ich ihm zugeteilt werde. Ein Blockschreiber, ein mir bekannter Innsbrucker Häftling, hat mir dazu verholfen. Das Sandgrubenkommando ist begehrt, weil die Häftlinge schon früh das Lager verlassen können, und zwar unter Aufsicht älterer SS.-Männer, die sich aus dem Kyffhäuserbund rekrutieren. Diese SS.-Männer sind bald wegen ihrer Menschlichkeit als Aufsicht von den Häftlingen bevorzugt. Sie haben übrigens keine Ahnung von den Zuständen im Lager, das sie nur in Ausnahmefällen betreten. Außerdem werden sie kurzfristig abgelöst. Da auch das Essen, das wir schon morgens in großen Kübeln auf einem Lastwagen mit uns nehmen, reichhaltiger ist als bei den übrigen Arbeitskommandos, bin ich mit meinem neuen Los zufrieden. Ich bin auch froh, das Massensterben im Lager nicht dauernd aus nächster Nähe verfolgen zu müssen. Das Kommando ist nur sechzehn Mann stark. Wir schüttelein Sand durch ein Sieb und schaufeln ihn auf Lastwagen. Der Blockführer, der das Kommando führt, verschwindet oft im nächsten Dorf, wo er einigen Mädchen nachstellt. Dann können wir uns ausruhen. Die älteren SS.-Männer, die als Posten eingeteilt sind, zeigen kein Interesse, uns unnötig

anzutreiben. In dieser Zeit kann ich mich wirklich erholen und wieder zu Kräften kommen.

Unser Essen nehmen wir in einem kleinen Stollen ein. Nur zwei Mann stehen draußen Wache, die anderen bummeln in der Gegend. Einmal kommt einer der SS.-Männer zu uns herein und knüpft ein Gespräch an. Er berichtet uns von seiner Einziehung. Er ist gar nicht gefragt worden, als die SS. ihn holte und in die schwarze Uniform steckte. Vom KZ. hat er genug gesehen, aber er möchte noch dieses und jenes wissen. Einige Häftlinge erzählen ihm bereitwillig von den Zuständen im Lager, vom Bock und Baum, vom Krematorium und dem Massenmord. Der Alte ist entsetzt. Ein Häftling, der bis jetzt im Steinbruch gearbeitet hat, schildert, wie sich die jüngeren SS.-Posten einen Spaß mit den Neulingen unter den Häftlingen machen, indem sie ihnen die Mützen vom Kopf herunterreißen, wenn sie nicht zackig genug grüßen. Die betreffenden Häftlinge müssen die Mützen durch die Postenkette werfen. Dann bekommen sie den Befehl, sie wiederzuholen. Wer diesen Befehl befolgt und ahnungslos durch die Postenkette geht, wird erschossen. Die erfahrenen Häftlinge fallen nicht darauf herein; sie machen die Posten auf den Lagerbefehl aufmerksam, der ein Passieren der Postenkette mit dem Tode bestraft. Die Posten grinsen dann, und der Häftling bekommt seine Mütze auch so wieder. Aber wie viele gehen ahnungslos in die gestellte Falle! —

Der ältere SS.-Mann ist froh, bald abgelöst zu werden. Ich beteilige mich nicht an den Reden, sondern putze gründlich den Egkübhel leer, den ich hin- und herwende, bis ich auch die letzte Stelle ausgekratzt habe. Dann stehe ich pflegend auf und gehe wieder an die Arbeit. Draußen geht SS.-Blockführer Seidel vorüber; er steckt gerade ein Notizbuch ein. Ich grüße stramm, er sieht gleichgültig vorbei.

Ich mache mir nichts draus, spucke in die Hände und packe meine Schaufel. —

Am gleichen Abend, nach dem Zählappell im Lager, befiehlt Lagerführer Bachmayer: „Sandgrubenkommando, stehenbleiben!“ Verrückt sehen wir uns an. Was ist los? Mehrere SS-Blockführer bringen uns zu einer leerstehenden Baracke unterhalb des Reviers. Wir müssen uns in einer Reihe aufstellen; die SS verbietet das Reden. Ich denke an Blockführer Seidel und sein Notizbuch. Ich ahne etwas! —

Wir werden einzeln in die Baracke gerufen, aus der bald Schreie und Wehrufe klingen. Wir hören auch klatschende Ohrfeigen! Als fünfter muß ich hinein. Drei Mann hängen mit Stricken gefesselt an einem Balken, einem provisorischen Baum, der vierte wird gerade in einer Ecke mißhandelt. Außer Bachmayer sind einige SS-Blockführer anwesend, darunter Seidel, der sein Notizbuch gezückt hat. Als Seidel mich sieht, sagt er zu Bachmayer: „Gostner war nicht beteiligt!“ — Ich kann wieder hinausgehen. Dankbar denke ich an den Eßkübel, der mich vor dem Reden bewahrt hat. Seidel hat von draußen alles mit angehört und die Betroffenen notiert. Die Vernichtung dauert drei Stunden! Endlich sind wieder alle draußen. Wir können abtreten. Die an dem Gespräch im Stollen beteiligt gewesenen Häftlinge bekommen fünfundzwanzig Hiebe und werden der Strafkompagnie zugeteilt. Das bedeutet den sicheren Tod!

Auch ich komme nicht zum Sandgrubenkommando zurück. Ich werde einem neuen Arbeitskommando beigegeben, das in Gusen ein neues Lager errichten soll. — Zum Glück bin ich inzwischen so weit gekräftigt, daß ich die neuen Strapazen verhältnismäßig gut überstehe. Wir müssen jeden Morgen fünf Kilometer nach dem neuen Bauplatz marschieren. Unsere Kolonne ist fünfhundert Mann stark. Auch



Rückkehr vom Arbeitsplatz ins Lager

Gerstgrasser ist dabei. Wir haben schlechtes Schuhzeug, die Nähte sind aufgerissen, die Sohlen durchgelaufen. Bindladden halten die auseinanderfallenden Ledernetzen zusammen. Während des Marsches tragen wir alte, schätzbare Militärmäntel, nach deren Herkunft wir vergeblich raten. Bei der Arbeit müssen wir sie ausziehen! Auf einer großen Wiese schlagen wir Pfähle in den steinhart gefrorenen Boden. Eine Firma liefert fertige Barackenteile, die wir im Rekordtempo zusammensetzen. Dabei besitzen wir keine Kraft mehr in den halb erfrorenen Fingern. Durch Unachtsamkeit und Schwäche haben wir zahlreiche Verletzte. Wer zusammenschleppt werden. Der Unglückliche wandert dann durch die ganze Kolonne von fünfhundert Mann, von denen jeder die hülllose Last nur wenige Minuten tragen kann, wenn er nicht selbst zusammenbrechen will. Als sich die Ausfälle mehren, wird ein Lastwagen auf der Strecke Gusen—Mauthausen eingesetzt, der abends Tote und Sterbende auflädt und ins Lager bringt.

Die Mißhandlungen am Arbeitsplatz haben nachgelassen. Es sind hier zu viele Zivilisten in der Nähe. Oft fährt ein Postauto vorbei. Aus den erblindenden Fenstern schauen neugierige, gutgenährte Gesichter, während wir am Wege hocken, das heiße Eßgeschirr mit der dampfenden Kohlsuppe zwischen den Knien und den Löffel zwischen den Zähnen balancierend. Einige haben nicht mehr die Kraft, den Löffel zu benutzen; sie warten, bis die Suppe kälter geworden ist und schlürfen sie gleich aus dem Geschirr. — Das Essen läßt nach wie vor zu wünschen übrig, nur das Brot ist gut. Ich esse es auf die mannigfaltigste Weise. Den größten Teil spare ich mir zum Abend auf. Dann schneide ich es in Scheiben und gebe einige davon in eine Konservendose mit Wasser. Das wird eine Brotsuppe. Die übrigen

Scheiben röste ich auf der heißen Ofenplatte, vorausgesetzt, daß wir gerade Holz im Ofen haben. — Ich röste sie fast schwarz, damit ich auch etwas für den Geschmack habe, der sonst überhaupt nicht auf seine Kosten kommt.

Als wir wieder einmal die fünf Kilometer nach Gusen trotten, bin ich so in Gedanken, daß ich meine kalten Hände in die Taschen stecke. Kaum sind sie drinnen, bekomme ich schon einen Tritt in den Rücken und Fausthiebe ins Gesicht. Ein SS-Posten faucht mich wütend an. Aber auch ich bin zornig. Hören diese blödsinnigen Schikanen denn nie auf? Als wir die Lagergrenze passieren, lese ich auf einer Tafel die Worte: „KZ. Mauthausen! Das Betreten des Lagers ist strengstens verboten! Es wird ohne Anruf geschossen! Der Lagerkommandant!“

In einer Waldschneise arbeitet ein Trupp Bibelforscher beim Holzfällen. Ich schaue interessiert hinüber und entdecke unter den Häftlingen ein mir bekanntes Gesicht. Ich traue meinen Augen nicht, aber es stimmt: es ist Killinger aus Hall in Tirol, der im Hause meines Freundes Zimmermann Mieter war. Er wohnte im Erdgeschoß und war Bibelforscher! Ich winke ihm verstohlen zu, aber er sieht mich nicht. Er macht übrigens einen verdammmt müden Eindruck. Heute abend will ich ihn gleich in seinem Block aufsuchen.

Als ich am Abend vor ihm stehe, bin ich erstaunt über den Verfall des ehemaligen Schmiedes. Aber weil er so ein starker Mensch ist, setzen ihm die Hungerkost und die schwere Arbeit besonders zu. Trotzdem hält er an seinem Glauben fest. Ich denke an seine Frau und an den kleinen Bub, welche zu Hause auf ihn warten, und rede ihm gut zu. Da wird er böse und wirft mich beinahe aus dem Block. — Nach drei Wochen stirbt er im Lager an einer Lungenentzündung, die er sich beim Holzfällen geholt hat. —

Die Epidemie im Lager hat mit dem beginnenden Frühjahr nachgelassen. Das Lager in Gusen zählt bereits fünf- unddreißig Baracken. Wir haben sie in sechs Wochen, einschließlich Küche und Drahtverhau, gebaut.

Mauthausen bekommt einen neuen Bahnsteig, eine Rampe, die für kommende große Transporte gedacht ist. Für viele Häftlinge wird sie tatsächlich die Endstation bedeuten. Denn für sie wird es ab Mauthausen kein Umsteigen mehr geben. Hier gibt es nur ein Umkommen im Steinbruch, und die letzte Fahrt geht durch den Kamin des Lagerkrematoriums.

Auch ich bin zum Rampenbau eingeteilt worden. Er bedeutet eine willkommene Abwechslung in unserem Häftlingsdasein, vermittelt er uns doch nach langer Lagerzeit wieder einen Blick in das Leben der Umwelt, die wir bisher nur durch den Stacheldraht des Lagerzaunes sehen durften. Als Kind habe ich gern in bunten Bilderbüchern geblättert, das zivile Leben und Treiben am Bahnhof erscheint mir wieder wie ein solches Bilderbuch. Diese Menschen haben für mich auch das Unwirkliche an sich, mit dem die Gestalten meiner Kinderbücher behaftet waren. Wie unerhört lebendig wirkt das alles gegenüber der leichenstarrten Ruhe im Lager. Hier blüht das **L e b e n** in seinen vielen Formen, bisher sahen wir nur den **T o d** in seinen schrecklichen Variationen. Dort, den Bahnhofsvorsteher, benede ich. Wie stolz und unnahbar sauber ist er in seiner Uniform. Auf seinen Wink hin setzen sich die Züge wieder schnaubend in Bewegung; er ist unumschränkter Herrscher seines Bahnhofes, und er fühlt das, wenigstens drückt er es durch sein energisches Gebahren aus. Für uns hat er keinen Blick übrig. Ich glaube, er ist beleidigt, daß wir überhaupt in seinem Blickfeld weilen. Sicher empfindet er uns als störend. Wir bieten auch einen jämmerlichen Anblick. Dabei hat man nur

die körperlich kräftigsten Häftlinge für diese Kommandos ausgesucht. Der Zivilbevölkerung soll wohl die Mauthausener Abmagerungskur nicht in allzu drastischer Weise veranschaulicht werden! Trotzdem kommt es oft vor, daß ein Mütterchen aus dem Volke mit einem Brotlaib auf unsere Kolonne zutritt. Wir schauen dann in fragende Augen, in denen eine große Angst steht. Mütter sind ja immer hell-sichtig, wo sie Leid spüren. Und uns muß ein leidvolles Schicksal irgendwie anhaften, dafür zeugen auch jene schenen Blicke, die Frauen und Männer vom Bahnsteig her zu uns herüberwerfen. Trotz unseres Aufzuges, trotz der gestreiften, dürtigen Kleidung und unserer rasiererten Schädel sehen wir eben doch nicht wie Schwerverbrecher aus! Ach, wenn man diese guten Leuten an die Hand nehmen könnte und ins Lager führen. Man müßte ihnen die Aschenhaufen hinter dem Krematorium zeigen! Dann würden sicher auch diejenigen, die noch mit stolzer Genußtun auf die uns bewachenden SS-Posten blicken, eines Besseren belehrt werden. Und sie würden ahnen, wo die wirklichen Verbrecher zu suchen sind. Vielleicht könnte es dann einmal so werden, daß man die Rollen vertauscht und jene in unsere Häftlingskleider steckt, die uns heute darin zu Tode hetzen. Ob wir diese Genußtun einmal erleben werden? Ich weiß es nicht, aber ich sehne mich nach diesem Augenblick! Nicht, um mich an den jungen Menschen zu rächen, die uns hier als SS-Posten bewachen und die uns in ihrer unwissenden Verblendung für den Auswurf eines Volkes halten, sondern um uns an einem Zierreis und Bachmayer, an diesen Tieren in Menschengestalt, zu rächen, die ihr schändliches Treiben mit dem Mantel der Vaterlandsliebe verdecken wollen. Denn obwohl ich aus dem Kreis der Allgemeinheit ausgeschlossen bin, obwohl ich sie eigentlich verachten und hassen müßte, weil sie dieses schändliche, ihr

die Ehre raubende Treiben in ihrer Mitte nicht sieht und nichts dagegen unternimmt, fühle ich mich ihr nach wie vor verbunden und verpflichtet. Ja, ich sehe in meinem Leidensweg die Aufgabe, das Volk aufzuklären zu müssen über die es doch nur verfolgen. Das wird sicher nicht gleich geschehen können, aber der Zeitpunkt, an dem wir Häftlinge einmal reden dürfen, wird kommen! Das fühle ich und das hoffe ich von ganzem Herzen. Und wenn etwas geeignet sein wird, diese ahnungslosen Menschen von jenen zu trennen, die sich ihnen heute noch als die Heroen der Gegenwart anpreisen, so wird es unser Leidensweg in den Konzentrationslagern sein!

Darum bedeutet es für mich eine Ermunterung, als in Mauthausen mehrere Mitglieder der „illegalen“ kommunistischen Jugendorganisation in Österreich eingeliefert werden, die bei einer geheimen Versammlung in Wien von der Gestapo überrascht worden sind. Die SS, bezeichnet sie als „Hochverräter“! Es sind sechs Mann; sie kommen auf Block Nr. 9. Einer von ihnen arbeitet mit mir beim Rampenbau. Die Arbeit ist hier soweit angenehm, wenigstens ist sie nicht mit dem Schinden im Steinbruch zu vergleichen. Wir können lange Ruhepausen einschalten, und bei starken Regenfällen dürfen wir uns unterstellen. Angesichts der vielen Zivilisten zeigt sich die SS, nicht so rücksichtslos, wie wir es bisher gewohnt sind. —

An einem Augusttag ist große Aufregung im Lager. Himmler hat seinen Besuch angekündigt! Jeder Block wird buchstäblich auf den Kopf gestellt und gründlich gereinigt. Die Lagergassen erstrahlen wie Asphaltstraßen. Die SS-Blockführer werfen sich in ihre glänzenden Uniformen. Ich bin mit dem Häftling Fabro gerade beim Leeren der Mülleimer vor der SS-Küche, als Himmler mit seinem Stab

im Lager eintrifft. Er hat bereits die Außenkommandos besichtigt und geht nach einem kurzen Rundgang vom Krematorium bis zum Bunker nach einer Ehrentribüne vor der SS-Küche, die hier für ihn errichtet worden ist. Fabro und ich machen uns an den Mülleimern zu schaffen; wir wollen etwas sehen! Ich stehe an der Rückwand der Tribüne und kann Himmler genau betrachten. Sein Wesen atmet eine gefährliche Kühle. Wie bei einem Raubtier, denke ich unwillkürlich. Mit kleinen, schnellen Schritten geht er auf den Holzplanke hin und her. Die ihn umgebenden SS-Offiziere halten sich in respektvollem Abstand, sind jedoch jederzeit auf dem Sprung, um einem Wink ihres allmächtigen Gebieters Folge leisten zu können. Auch Zierteis und Bachmayer sind dabei. Es ist Mittagszeit. Die Arbeitskommandos rücken ins Lager; sie müssen an der Tribüne vorüber. Mit zynischem Lächeln betrachtet Himmler die Elendsgestalten. Dies ist eine Parade besonderer Art! Die Häftlinge heben die müden Köpfe nicht um einen Zoll höher, es ist ihnen völlig gleichgültig, daß dort der Reichsführer SS, steht. Wichtig ist nur der Gedanke an die kostbare Ruhe der Mittagszeit und an das Essen, für alles andere haben sie keinen Sinn. Obwohl sie, ihre Häftlingskappen in den Händen, barhäuptig vorüberziehen, spürt jeder das Erzwungene dieser Ehrenbezeugung. Auch Himmler mag die Verachtung der Häftlinge spüren, er beißt sich auf die Lippen und will gerade ungeduldig dem Lagerkommandanten winken, da marschert die Strafkompagnie als letztes Kommando ins Lager. Die SS, hat ihr tatsächlich so etwas wie einen Parade-marsch abverlangt. Die Köpfe der 2600 Mann starken Kolonne fliegen zur Tribüne hinüber. Aber die Wirkung ist anders als gewünscht. Es sind fast lautere Juden, die mit einem Transport aus Holland ins Lager kamen. Sie tragen jeder einen schweren Stein. Aus ihren Augen schießen

Strahlen magnetischen Hasses. Himmmlers Gestalt strafft sich, das zynische Lächeln um seinen Mund vergeht in einer starren, grausamen Maske. Mit schneidendem Ton wendet sich der Reichsführer SS. zum Lagerkommandanten: „Ziereis, warum leben noch so viele Juden vom Holland-Transport?“

Ziereis nimmt Haltung an und beißt sich mit einer Entschuldigung: „Reichsführer! Auf meinen Befehl geht täglich eine Hundertschaft durch den Kamin. Ich glaube ausrechnen zu können, daß die Hollandjuden, Ihrem Befehl entsprechend, Reichsführer, in kürzester Frist erledigt sind!“

Himmmler nickt gnädig und zufrieden. Bachmayer hat inzwischen eifrig mehrere Weingläser gefüllt, Himmmler nimmt eines vom Tablett und trinkt. Die Mitglieder seines Stabes prostern sich zu. Es ist ein Prosit auf die Vernichtung von über tausend Juden! —

Himmmlers Wunsch wurde nach seiner Abreise prompt erfüllt. Die gesamte Strafkompanie ging in wenigen Wochen im Steinbruch zugrunde.

Durch diesen Besuch angeregt, machten Ziereis und Bachmayer eine teuflische Erfindung. Sie konstruierten einen neuen Bock. Der alte war ihnen zu human, ihre abgebrühten Nerven brauchten eine stärkere Aufstachelung, die natürlich nur auf Kosten der Häftlinge möglich war. Während der alte Bock etwa wie ein „Pferd“, das die Turner zu ihren Übungen benutzen, aussah, also langgestreckt, ließen Ziereis und Bachmayer einen Bock bauen, über den der zu Peitschenhieben verurteilte Häftling nicht mehr mit aufliegendem Körper gestreckt wurde, sondern bei dem der unglückliche Häftling mit dem Oberkörper nach unten hing, so daß sich die Sitzfläche oben straffer spannte als auf dem alten Bock. Die Schmerzen bei der

Auspeitschung waren damit stark erhöht. Auch der Leutenmangel, eine Folge des Krieges, wurde bei dieser sinnigen Konstruktion berücksichtigt. Der Häftling brauchte nicht mehr wie bisher von SS.-Männern an Händen und Kopf festgehalten zu werden, er wurde einfach mit Händen und Füßen unten am Bock festgeschmalt! Nur Schreien durfte er nach wie vor in gleicher Weise, allerdings um mehrere Grade stärker! Dieser neue Bock war ein Ergebnis des Wettbewerbs unter den Kommandanten der Konzentrationslager, die sich gegenseitig auf neue Erfindungen ihrer hausgemachten Folterkammern aufmerksam machten und sie mit dem Hinweis auf die größere Wirkung anpriesen. —

Kurz nach dem Himmmlerbesuch werde ich wieder dem Arbeitsskommando in Gusen zugeteilt. Ich muß in der Küche Kartoffeln schälen, Rüben säubern und das für uns abfallende Pferdefleisch von den Knochen lösen. Das Lager ist inzwischen bezugsfertig. Als erste Insassen werden uns Polen angekündigt. Sie sollen am späten Abend eintreffen. Wir bereiten das Essen für 2500 Mann vor, füllen es in Kübel ab und warten. Stunde um Stunde vergeht, erst gegen zwölf Uhr nachts blitzt vor dem Lagertor zahlreiche Taschenlampen auf. Wir hören das dumpe Stampfen vieler Schritte, übertönt von Flüchen und Schmerzenschreien. Die Scheinwerfer des Lagers sammeln ihr Licht auf dem Appellplatz. In diesen Lichtkreis tritt ein elender Menschenzug, lauter Zivilisten. Sie kommen frisch aus Polen. Ihre Stiefel sind zerrissen, viele stehen mit blutigen Lumpen um die Füße erschöpft und ausgepumpt auf dem Platz. Es sind auch zahlreiche jugendliche darunter; einige schätze ich auf vierzehn bis fünfzehn Jahre. Sie haben alle Schlimmes hinter sich. Entsetzt sehe ich zum Schluß zwei Lastwagen auf den Platz ratzern. Sie halten neben uns vor der Küche. SS.-Posten springen herunter, lassen die Seitenplancken her-

ab und werfen zahlreiche Tote und Sterbende vom Wagen, die Nachlese dieses polnischen Elendszuges! Von dem Wimmern der Sterbenden herbeigerufen, erscheint Lagerführer Bachmayer auf der Bildfläche. Er läßt die Toten und Halbtoten wieder aufladen und nach Mauthausen fahren. — Wie ich später erfuhr, hielten die Lastautos in Mauthausen direkt vor dem Krematorium! —

Die übrigen Polen werden auf die leeren Blocks aufgeteilt. Von jeder Stube müssen acht Mann die ESKübel abholen. Die SS. befiehlt: „Zwei Mann vor!“ Aber ehe sie an die Kübel rühren dürfen, erhalten sie Schläge mit Ochsenziemern und Peitschen! „Verdammt Heekenschützen!“ — Das Fluchen und Schreien nimmt in dieser Nacht kein Ende.

Die Polen werden nach ihrer Einkleidung in den Steinbruch geschickt, denn auch Gusen hat seinen Steinbruch, in dem die Häftlinge sich zu Tode schinden können. Von diesem polnischen Transport sterben in kurzer Zeit 80% der Häftlinge. Aber die „Verluste“ werden immer wieder durch neue Zugänge wettgemacht. —

In den Augen der SS.-Blockführer bin ich jetzt ein alter Lagerhase. Ich bin verhältnismäßig sicher vor ihnen. Wenn ich nur nicht auffalle! Ich habe jetzt einen feinen Druckposten in der Küche, wo ich für dauernd beschäftigt bin. Das Küchenpersonal hat eine eigene Stube für sich. Unser Blockführer legt Wert auf ein gutes Einvernehmen. Wir müssen ihm Omeletten zubereiten. Einige Wiener verstehen sich prächtig darauf, so daß auch mir darüber das Wasser im Munde zusammenläuft. Das ist allerdings auch der ganze Genuß, und der erscheint recht zweifelhaft. Aber ich halte mich an Kartoffeln und Pferdefleisch schadlos. — Jeden Tag fahre ich mit einem Lastwagen nach Mauthausen und hole vom Magazin die Lebensmittel für das Lager Gusen. Im Lager Mauthausen springe ich schnell zu Fabro in meinen

alten Block. Wir tauschen unsere Erlebnisse aus. Fabro gehört zum Blockpersonal und ist den Schikanen nicht mehr so ausgesetzt wie früher, da wir gewöhnliche Häftlinge waren und noch in Reih und Glied zum Steinbruch marschierten. Da auch Gerstgrasser im Februar entlassen worden war, ist Fabro der einzige, den ich noch von Dachau her kenne. Von meiner Mutter habe ich übrigens einen Brief, in dem sie mir schreibt, daß Gerstgrasser sie aufgesucht hat. Nun kennt sie mein weiteres Schicksal.

Durch Fabro erlaube ich von neuen grauenhaften Vorgängen in Mauthausen, die wir von Gusen aus nicht so verfolgen können. In Mauthausen ist ein SS.-Arzt aufgetaucht, ein Dr. Krebsbach. Er nimmt die kranken und schwachen Häftlinge, die zur Arbeit im Steinbruch untauglich geworden sind, in seine „wohlwollende Behandlung“. — Der natürliche, durch die unerhörten Strapazen im Lager hervorgerufene Tod der Häftlinge geht der Lagerleitung nicht mehr schnell genug. Aus diesem Grund kommt auf Initiative des Dr. Krebsbach das berühmte Spritzenkommando von Mauthausen zustande. Sein Behandlungszimmer ist in Block 2. Dort werden alle arbeitsunfähigen Häftlinge durch intravenöse Spritzen mit Benzin, Wasserstoffsuperoxyd, Urin oder Blausäure getötet. Die größte Angst der Häftlinge besteht nun nicht mehr in der Sorge vor den Peitschen ihrer Peiniger, sondern vor dem Krankwerden. Jeder vermeidet furchtsam das geringste Anzeichen von Schwäche, jeder reißt sich so lange zusammen, bis er völlig ausgebrannt und zu Tode erschöpft zusammenbricht. Sie sind dann vor Schwäche so von Sinnen, daß sie die Nadel ihres Mörders nicht mehr spüren. Die Überlebenden aber gehen nur mit Grauen und einer Gänsehaut am Block 2 vorüber. Dort arbeitet der spitze Tod, die Nadel des Doktors Krebsbach!

Erwin Gostner

14356

1000 Tage
im
KZ



1/60

Einbandzeichnung und Illustrationen im Textteil von
 Karl Sommer. Bilder im Besitz des Herausgebers.
 Satz, Druck und Buchbinderarbeit: Wagner'sche Univ.-
 Buchdruckerei, Innsbruck

Das Buch erscheint im Selbstverlag des Herausgebers
 Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung
 in fremde Sprachen, der Verfilmung und der Sendung
 über den Rundfunk, liegen beim Herausgeber. Nachdruck
 verboten

Zur Veröffentlichung freigegeben durch Gouverne-
 ment Militaire de la Zone d'Occupation Française en
 Autriche vom 13. 9. 45. No 5922

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	7
1. Kapitel: Meine Verhaftung.....	11
2. Kapitel: In den Klauen der SS.....	20
3. Kapitel: Über hundert Tage Dunkelhaft.....	30
4. Kapitel: In den Isolierblocks.....	43
5. Kapitel: Die Schreckensnacht von Dachau.....	64
6. Kapitel: Von Dachau nach Mauthausen.....	82
7. Kapitel: Kriegsausbruch.....	109
8. Kapitel: Eine Vision	126
9. Kapitel: KZ. Gusen	136
10. Kapitel: Die Hyänen des KZ.	152
11. Kapitel: Meine Entlassung.....	160
12. Kapitel: Die Alliierten kommen	169
Bildanhang	179
Protokoll	197